

Biekenener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biekenener Anzeiger (General-Anzeiger).



An den Ufern der Drina.

Roman aus der Zeit der Annexion von Ernst Klein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Hassan wußte ja, daß Vjuba nicht der Mörder war; aber er wollte durch diese Beschuldigung die Wahrheit aus dem geängstigten Weibe herauslocken. Und das gelang.

„Nein!“ schrie sie schauernd, als sie den Toten erblickte. „Das hat der Vjuba nicht getan. Nein, Gospodin, ich schwöre es dir beim Leben meiner Kinder, er hat es nicht getan. Das müssen die Fremden auf dem Gewissen haben.“

„Was für Fremde?“ fuhr Hassan auf sie los.

Das Weib sah, daß es sich verraten hatte. Einen Moment lang zuckte ein harter Droh um ihre dünnen Lippen. Aber Hassan war unbarmherzig. Er riß sie wild in die Höhe und schüttelte sie.

„Weib,“ sagte er, mit unheimlich ruhiger Stimme, „wenn du nicht sofort die Wahrheit sagst, bei Allah, dann nagle ich dich an den Türstock deines Hauses.“

„Gospodin,“ jammerte das arme Weib, „sei doch barmherzig! Ich bin doch schuldlos. Ich hab' ja so viel schon geweint, daß der Vjuba mit den Fremden fort ist. Ich hab' ihn gebeten, daß er es nicht tun soll. Die Herren in Sarajevo, die würden es doch erfahren. Und die sind so streng. Aber er hat ja nicht hören wollen. Und nun ist das Unglück da.“

In wilder Verzweiflung rutschte sie auf den Knien vor Desider und Franz hin.

„O, Sie sind so große mächtige Herren,“ flehte sie, „tun Sie ihm nichts! Er hat gesagt, er muß es tun, er kann sich dem Befehl, den sie ihm gebracht haben, nicht widersetzen. Sonst kommen die Komitatschi heimlich von drüben und zünden uns unser Haus an. O, Gott, es ist doch so ein Unglück!“

Der Jammer des Weibes war wirklich rührend. Selbst der grimmige Hassan empfand das. Er hob sie auf und ließ sie los.

„Nun hör' mit dem Heulen auf,“ knurrte er, „und erzähle den Herren Offizieren genau, wie sich alles zgetragen hat.“

„Geschicht dem Vjuba nichts?“ fragte sie mit verhaltenem Atem.

„Das hängt davon ab, ob du die Wahrheit sagst.“

„Ja, ja, ich will alles sagen, alles,“ rief sie hastig. „Heute früh, wir wollten gerade aufstehen, da klopf es an die Tür. Der Vjuba geht hin und macht auf. Da steht ein alter Bauer davor und fragt ihn, ob er der Vjuba Vjubanovic ist. Und dann hat er ihm ein geschriebenes Papier gezeigt. Darauf ist dann der Vjuba hereingekommen, hat seinen Kopf genommen und wollte fort. „Ich muß“

hat er mir gesagt. Und dann hat er mir noch gesagt, er muß die Fremden übers Gebirge nach Sarajevo führen...“

„Welchen Weg?“ unterbrach sie Hassan.

„Ich glaube, Gospodin, den über Drahovica, Palez und über den Paß... In zehn Tagen längstens ist er zurück, hat er gesagt.“

„Hast du auch die Frau gesehen?“ fragte Franz.

„Ja, Gospodin; ich wunderte mich über sie. Mit schien sie und hatte doch Bewegungen wie eine Junge. Ich hab' ihnen noch rasch eine heiße Suppe gekocht, bevor sie fort sind, da hab' ich sie gesehen.“

Franz und Desider wechselten einen raschen Blick.

„Wann sind sie fort?“

„Vor drei Stunden ungefähr.“

„Dann holen wir sie noch vor Palez ein,“ sagte Efgji Hassan.

„Wo haben sie den Wagen gelassen?“

„Der steht hinten bei uns im Schuppen,“ antwortete das Weib.

„Meine Herren,“ sprach nun der alte Gendarm zu den Offizieren, „hebt müssen wir zu Fuß weiter. Wir werden die Säbel bei den Dragonern hier lassen.“

„Was geschieht mit dem armen Bojan?“

„Werden wir gleich machen, Herr Oberleutnant. Per mit dem Serdar!“ schrie er den Dörflern zu.

Der Serdar kam, furchtsam und scheu.

„Hast wohl ein schlechtes Gewissen, alter Fuchs,“ herrschte ihn Efgji Hassan an.

„Gospodin,“ jammerte der Bauer, „das Unglück... das Unglück! Wir sind nicht schuld daran...“

„Halt's Maul,“ schrie der Gendarm. „Paß auf, was ich dir sage. Du wirst den Toten auf deinen Wagen laden und nach Racovac bringen. Ein Dragoner wird dich begleiten. So, vorwärts marsch, sonst spanne ich dich in den Wagen!“

Franz und Desider waren inzwischen vom Pferde gestiegen, hatten die Säbel abgeschlakt und sich mit festen Bergstöcken versehen.

Dann wanderten sie los.

Bunächst ging der Weg einen kleinen, festzugefrorenen Bach entlang. Immer steil bergauf. Schon im Sommer mußte es nicht leicht sein, geschweige denn jetzt erst im Winter, wo der unsicher tastende Fuß nirgends einen Halt fand, sondern auf dem gefrorenen Boden und dem Eisgeröll immer wieder abglitt.

„Ein tollkühnes Wagnis von der Frau,“ sagte Franz, „um diese Zeit den Weg zu riskieren. Mut hat sie... Himmelherrgott!“

Desider erwiderte nichts. Er hastete mit verbissener Büt vorwärts, ließ oft dem führenden Hassan voraus und trieb die Gefährten zu immer größerer Eile an.

Sie kamen nach Drahovica, einem kleinen Gebirgsneste. Hier erfuhren sie, daß die Flüchtlinge vor ungefähr anderthalb Stunden durchgekommen seien. Zwei Männer und eine Frau.

Nun begann erst der wirklich schwere Weg. Zunächst durch die wilde Schlucht des Zadar hindurch, dann auf schwindelndem Saumpfad hinauf in die Höhe.

Ein über das andere Mal schüttelte Franz den Kopf darüber, wie Olga, die verwöhnte, die verweidlichte Weltbame, diese Schwierigkeiten zu überwinden vermochte. Eine leise Furcht mischte sich wider seinen Willen in die Bewunderung, die er für sie empfand. Wenn dem schönen, stolzen Weibe ein Unglück geschähe! . . . Nein, nein, er wollte nicht an sie denken, wenigstens nicht in dieser Weise. Sie war eine Feindin, hatte einen Mord auf dem Gewissen . . .

Der Wind, der ihnen schon im Tal unfreundlich um die Ohren geblasen, wurde hier oben zum Schneesturm, hältte Weg und Steg, Höhe und Tiefe in seinen wirbelnden weißen Schleier. Mühsam kämpften sie sich zum Kamm empor und stiegen dann ohne Rast ins Tal hinunter.

In Palez, das nur ein paar kümmerlichen, an den Berg- halden hingeklebten Hütten bestand, sagte man ihnen, daß die Flüchtlinge kaum eine halbe Stunde vor ihnen das Dorf verlassen hätten.

Also vorwärts, vorwärts!

Immer wilder, immer gefährlicher wurde der Weg, der jäh aufstieg, um zwischen den trozig-starren Stöcken des Jep und der Radova hinüberzuführen nach Podzepsje.

Grimmiger und grimmiger heulte der Sturm, so daß sich die drei Männer oft aneinander halten mußten, um nicht in die Tiefe geschleudert zu werden.

In Franz zitterte die Angst um Olga. Er versuchte es gar nicht mehr, sie vor sich selbst abzuleugnen. Ihm war es jetzt nur darum zu tun, das Weib zu retten, das herrliche Weib, mit der Feindin konnte er sich dann abfinden.

Und dann sahen sie sie plötzlich vor sich. Keine zehn Schritte mehr entfernt. Frei und fest schritt sie neben den Männern her, von denen der eine, der junge Stojan, kaum noch weiter konnte.

Die Verfolgten dachten an keinen Widerstand. Er wäre ja aussichtslos gewesen, zwei abgehetzte Männer und eine Frau gegen die entschlossenen Verfolger. Auf das erste Halt blieben sie stehen.

Olga hatte ihre lästige Verhüllung längst abgeworfen. Selbst in dem ärmlichen Bauerngewand sah sie aus wie eine Königin, deren stolze, furchtlose Haltung grell abstach gegen die gebrochene Mutlosigkeit ihrer Gefährten. Sie suchte mit ihren Blicken die Augen Franz', der wich ihr aber geflüßentlich aus und half dem Gendarmen, die beiden männlichen Gefangenen zu fesseln.

„Lassen Sie mich einen Moment ausruhen,“ bat Stojan. „Ich bin todmüde.“

Efghi Hassan blickte die Offiziere an. Desider nickte. Entsetzt ließ sich der junge Mensch nieder sinken. Keuchend kam der Atem aus seiner Brust, kraftlos sanken ihm die Lider herab.

„Was fangen wir mit dem an?“ fragte Desider. Efghi Hassan gab seine gewöhnliche Antwort; er zuckte die Achseln.

Da schlug Stojan die Augen auf. „Lassen Sie mich hier liegen und sterben,“ sagte er leise.

„Ich bin ja sowieso verloren. Ich habe ja den Gendarmen erschossen . . .“ Er schauderte. „Der arme Mensch . . . aber ich muß ja . . . Lassen Sie mich hier, meine Herren. Es ist am besten so. Nur meine Begleiterin behandeln Sie schonend. Sie ist schuldlos an dem Morde.“

„Aber was,“ rief Franz und beugte sich über den Biegenden, „seien Sie doch ein Mann. Wir sind keine Barbaren und werden Ihnen schon hinunterhelfen.“

„Kommen Sie, Stojan Stojanowitsch,“ sagte auch Olga mit ihrer weichen, vollen Stimme. „Es hat keinen Zweck. Wir müssen uns fügen.“

An ihrer Hand richtete er sich empor. Rote Flecken brannten auf seinem Gesicht.

Bei der Nennung seines Namens war Desider zusammengezuckt.

„Wie heißen Sie?“ fragte er. „Stojan Stojanowitsch,“ antwortete der junge Mann. „Mein Vater ist Universitätsprofessor in Belgrad.“

Der starke Offizier wankte unter diesem Schlage. Nun war es um jede Hoffnung geschehen. Er selbst war es, der Helenens Bruder gefangen nahm, der ihn dem Kriegsgericht auslieferte . . . In dieser Minute nahm er Abschied von der Geliebten.

Langsam rang er sich zur Fassung zurück. Keine Muskel zuckte in seinem Gesichte, als er auf den Gefangenen zutrat. „Kommen Sie,“ sagte er mit heiserer Stimme. „Ich werde Sie stützen.“

Und so stieg der Kleine Zug still und traurig nach Palez hinunter.

11. Kapitel.

In Palez verschafften sie sich einen Wagen und fuhren mit ihren Gefangenen nach Podgaj hinab. Mühselig war die Fahrt. Schritt um Schritt kam das kleine Fuhrwerk über den verschneiten Weg zu Tal und drückendes Schweigen lastete auf allen, die es trug. Der Djuba saß da und hatte den Kopf in den gefesselten Händen; von Zeit zu Zeit hob ein dumpfes Stöhnen seine breite Brust. Er wußte, was seiner wartete, und er dachte an sein junges Weib, das er nun wohl für lange Jahre nicht wiedersehen würde.

Olga hatte sich in ihren Bauernpelz gewickelt. Bleich und ruhig war sie und hielt den Kopf des armen Stojan auf ihrem Schoß. Den hatten sie sorglich in Pelze und Decken gehüllt, und nun lag er da, regungslos, mit geschlossenen Augen. Nur seine Lippen zitterten leise und es war Olga, als flüsterien sie unhörbare Worte, die aus der Tiefe seiner Seele emporschlüpfen. Nichts als warmes Mitgefühl empfand sie für den Jüngling, der um ihretwillen Leben und Freiheit geopfert hatte. Weich strich sie von Zeit zu Zeit mit ihren kühlen Fingern über seine glühende Stirn — aber ihre Augen blickten dabei scheu nach dem Manne, den sie liebte. Keine Niedergeschlagenheit, kein Jorn erfüllte sie, daß sie ihm als Feindin in die Hand gefallen war. Ihr geheimster Wunsch war in Erfüllung gegangen. Nun war sie in seiner Nähe und er selbst mußte dafür sorgen, daß sie es blieb. Daran, daß sie ihm in Belgrad so schwere Kränkung angetan, dachte sie nicht, wollte sie nicht denken. Nicht eine Sekunde zweifelte sie daran, daß es ihr hier in der Einsamkeit gelingen würde, seine Verzeihung zu gewinnen, denn daß er sie noch liebte, das sahen ihre scharfen Augen recht gut. Sahen es an der Art und Weise, wie er sich von ihr fernhielt und ihre Blicke miß. Stumm saß er da und schaute weit hinaus in irgendeine nebelhafte Ferne.

Neben ihm saß sein Kamerad. Der dachte an sein zartes Mädchen, und ihm war das Herz am schwersten von allen. Was noch an Hoffnung in ihm geblüht und geblüht, das war nun vernichtet. Wie konnte noch die Schwester die Seine werden, wo er den Bruder dem Todespruch des Kriegsgerichtes übergeben mußte. Die Pflicht, die eiserne, unbarmherzige Göttin, ging doch ihren Weg am liebsten immer über das innigste Gefühl hinweg.

Nur Efghi hoakte gleichmütig neben dem Kutscher, unbekümmert um all den Jammer, das Leid, die Hoffnungen und die Befürchtungen, die da hinten in dem kleinen Wagen zusammengepfercht waren. Er hatte seine Pflicht getan und tauchte zufrieden eine Zigarette nach der andern. Ueber menschliche Gefühle und Schmerzen war Efghi Hassan erhaben.

Spät am Abend kamen sie nach Racovac zurück.

Mit finsternen, feindseligen Gesichtern umstanden die Strajuni und Dragoner den Wagen, während die Gefangenen heruntergeschafft wurden. Keine zehn Schritte entfernt, im Wachzimmer der Gendarmen, lag der ermordete Vojan, und mit Flüchen empfingen die Soldaten seinen Mörder. Nur die Anwesenheit ihrer Offiziere hielt sie davon zurück, über ihn herzufallen und den ermordeten Kameraden auf eigene Faust zu rächen.

„An Strid um'n Hals dem Hund, dem verdächtigen,“ schrie ein Deutschmeister.

„Nur den ist die Kugel viel zu gut,“ stimmte ein anderer bei.

„Gebt's doch Ruh, Kinder,“ jagte Franz, „ihr seht's doch, der arme Teufel ist selber halb tot.“

Den Blick fest gradaus gerichtet, schritt Olga hinter den zwei Dragonern her, die Stojan trugen. Die drohend geballten Fäuste der Soldaten, ihre Wut ließen sie unberührt.

„Hege!“ rief ihr einer nach.

Da warf sie den Kopf zurück und sah dem Schmähler stolz ins Gesicht, so daß er unwillkürlich verstummte.

Djuba, der hinter ihr ging, hob nicht den Blick vom Boden.

Er wurde in ein kleines, finsternes Geläß gesperrt, das neben dem Wachzimmer der Gendarmen lag. Olga erhielt

Ein Zimmer in dem Hause neben dem der Offiziere. Ein Posten stand vor ihrer Türe, einer vor den Fenstern. Klein war der Raum und wie alle in diesen kleinen, niedrigen Häusern voll schlechter Luft — aber in ihrer Seele war ein Kubel und Lachen.

Stojan nahmen Franz und Desider in ihr eigenes Haus. Das Fieber hatte sich über seinen geschwächten Körper geworfen und schüttelte ihn in glühenden Phantasten. Mehr der Form halber stellten sie einen Posten vor die Türe, hinter der der Todfranke lag. Sie wußten ja beide, daß er ihnen nicht entkommen konnte, ihnen nicht und nicht dem Tode.

„Wir müßten doch eigentlich einen Arzt für ihn haben,“ sagte Desider.

Franz schüttelte den Kopf.

„Dem kann auch kein Arzt mehr helfen,“ erwiderte er.

„Ist auch am besten für ihn. Wertigstens entgeht er so dem Kriegesgericht.“

Desider stöhnte dumpf auf.

„Ist es nicht wie ein Fluch?“ rief er. „Sag selbst, Franz! Muß gerade ich ihn fangen, in den Tod hineinheben! Wie soll sie je darüber hinwegkommen!“

„Mein lieber Junge,“ sagte Franz. „Das Schicksal fragt nicht viel darum, ob es uns leicht oder schwer wird, die Pflicht zu erfüllen. Man ist eine Ziffer, die einen bestimmten Platz ausfüllen muß. Ist man zuviel, wird man einfach wegradiert.“

„Das ist Hassans Lebensanschauung. Kismet!“

„Nenn's, wie du willst. Oder kannst du's etwa ändern?“

„Ja, du kannst es. Nimm einen Wagen, lege den armen Kerl drauf und lutschier' ihn hinüber. Dann wird dir deine Schwester um den Hals fliegen — aber auf unserm Boden zurückzukommen, diese Mühe kannst du dir sparen!“

„Hör auf,“ murmelte Desider. „Ich komm' mir ohnehin schon selber wie ein halber Hochverräter vor.“

„Narr,“ brummte Franz. „Was soll ich erst sagen...“

Er verstummte plötzlich, von seinem Gefühl übermannt. Aus Fenster trat er, um dem Freunde die Erregung zu verbergen, die mit einemmal über ihn gekommen war. Lange stand er so und starrte in die Nacht hinaus. Als er sich umwandte, zuckte es noch in seinem Gesicht, und die mühsam niedergedrückte Blut leuchtete durch seine Augen.

„Wenn ich dran denke,“ sagte er mit knirschenden Zähnen, „im Haus nebenan — Himmelherrgott, unserer ist doch nur ein Mensch, und nicht aus Holz zusammengeleisert! Da im Haus nebenan. Keine zehn Schritte hab' ich zu gehen... und ich weiß, sie wartet auf mich. Sie hat mich ein paarmal so angeschaut, weißt du... sie hat sehen müssen, was in mir vorgeht... Himmelherrgott... Desi... ich hab' so verflucht wenig Talent zum Verzichten!“

Einen Moment lang schwiegen sie beide, jeder mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt. Dann aber sprang Franz auf und schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die kleine asthmatische Dellampe in bedenkliche Schwankungen geriet.

„Wir sitzen da und flemmen uns gegenseitig was vor, wie die richtigen Waschlapfen,“ rief er. „Komm, ich weiß ein gutes Mittel, um uns aufzuheitern. Wir werden den hohen Herren in Sarajevo einen eingehenden Bericht abfassen. Das wird uns auf andere Gedanken bringen.“

Desider winkte mechanisch.

„Ja, das müssen wir tun,“ sagte er.

„Na, Gott sei Dank, daß du das einsehst! Eklig ist nur die Geschichte mit dem armen Bojan. Wir können sie nicht verschweigen. Das sollen sie dann in Sarajevo besorgen. Ich glaube, wir werden morgen beim Befehl auch unsere Leute zum Schweigen darüber verhalten müssen. Na, und dann müssen wir ja wissen, was mit den Gefangenen geschehen soll. Wir haben doch anderes zu tun, als Gefängniswärter zu spielen...“

In der Weise redete er auf Desider ein, bis er dieses etwas in die Höhe gerissen hatte. Sie aßen ihr Abendbrot, bestehend aus zwei harten Eiern, einem Stückchen Speck und trockenem schwarzen Brot, und machten sich dann an ihren Bericht. Als sie damit fertig waren, stand der Mond hoch am Himmel... Mitternacht war nicht mehr weit.

„Na, ich denke, heute haben wir uns das Bett ehrlich verdient,“ sagte Franz, seine muskulösen Glieder redend. „Servus, mein Junge! Kopf hoch!“ Und dann ging er in sein Zimmer hinüber. (Fortsetzung folgt.)

Nummer vierzehn.

Eine Episode aus der Weihnachtszeit von 1914.

Von Heilig Frhr. von Stenglin.

In einem großen Mietshause von Berlin W. war ein Lazarett eingerichtet. Im oberen Saal, wo sich vor dem Kriege ein Kino befand, waren dreißig Verwundete untergebracht, unten zehn.

Hier lag auch ein junger Soldat, der durch seinen Ernst und seine Stille auffiel. Seine Armwunde war zwar nicht ganz leicht, aber manche, die ähnliche Wunden hatten, sangen und rauchten, lasen Bücher oder erzählten sich ihre Erlebnisse. Oft gingen die Augen des stillen, jungen Soldaten mit einem Ausdruck der Sehnsucht zu jener Gruppe hinüber, die sich da gewöhnlich um den großen runden Tisch in der Mitte versammelte. Mehr als einmal hatte Schwester Agnes, die Stationschwester, ihn gefragt, ob er Schmerzen habe oder irgend einen Kummer. Er wich auf solche Fragen immer aus. Wenn sie dann aber gehen wollte, bat er flehentlich, sie möge noch etwas bei ihm bleiben. Wenn er Hilfe brauchte, wünschte er wie ein verzogenes Kind sie nur von ihr. Sie war bestimmt und energisch in ihrem Wesen, aber ihre Hände waren so sanft wie die keiner anderen Schwester, und in ihren Augen lag, wenn sie bei ihrer Arbeit war, ein Abglanz mütterlicher oder schwehlicher Güte. War es das, was ihn so oft nach ihr verlangen ließ?

Das Weihnachtsfest war nahe. In den Straßen standen die Weihnachtsbäume zum Verkauf. Zwei stattliche Tichten waren schon für das Lazarett gestiftet und lagen in einem Nebenraum bereit. Manche der Verwundeten hatten schon Sendungen von ihren Angehörigen erhalten.

„Heute bin ich gar nicht mit Ihnen zufrieden, Krüger,“ sagte Schwester Agnes zu dem jungen Soldaten. „Sie haben ja Fieber, und zwar ohne innere Veranlassung. Zur Strafe komme ich heute gar nicht mehr zu Ihnen. Erst müssen Sie sich wie ein gebildeter Mensch betragen, denn das sind Sie doch, soviel ich weiß.“

Sie kam auch wirklich eine ganze Weile nicht in seine Nähe, trotz seiner flehenden Blicke. Auch sie hatte mehrmals zu ihm hingesehen. Endlich, nach einigen Stunden, trat sie aber doch wieder an sein Bett.

„Na, jetzt scheint es ja zu gehen. Wir wollen mal messen.“ Sie steckte ihm das Thermometer unter den Arm und ging. Als sie nach einer Weile nachgesehen hatte, meinte sie befriedigt: „Ein Lob! Das Fieber ist heruntergegangen.“

Ein schwaches Lächeln verklärte sein hübsches Knabengesicht — er war erst sechzehn Jahre alt —, und dann streichelte er leise, zaghaft ihre Hand.

„Ich liebe Sie nämlich, Schwester Agnes.“

„Na, ja, Sie großer Junge,“ antwortete sie herb, „bekanntlich liebt man immer seine Feindin.“

Damit wandte sie sich schnell ab. Er folgte ihr mit seinen Blicken, voll Vertrauen und Bewunderung.

Die um den runden Tisch hoben den Kopf, als sie in ihrer geraden Haltung vorüberging. Der Oberlehrer mit der Brille nickte ihr gar zu und sagte:

„Schwester Agnes, Ihr Verband sieht aber großartig. Morgen kann ich doch wohl Urlaub bekommen.“

„Nichts da, Nummer 16, vor Sonntag nicht!“ erwiderte sie kurz.

Der junge Krüger wandte den Kopf auf die andere Seite und seufzte.

Man wußte nicht, was man aus ihm machen sollte. Niemand hatte ihn bisher besucht, und dabei hatte er doch gesagt, er habe seinen Eltern, die in Berlin wohnten, geschrieben. Das war auch die Wahrheit; er verschwieg aber, daß er seine Adresse nicht angegeben hatte.

Am nächsten Tage um die Mittagszeit ließ sich ein Herr bei Schwester Agnes melden.

„Womit kann ich dienen?“ fragte sie wie jemand, der nicht viel Zeit hat.

Mit einem kleinen Lächeln sah er sie prüfend an. Sie hatte ihre hübschen Augen schon wieder abgewandt und ließ sie über den Raum und die Kranken hinschweifen. Ihre Blicke hatten etwas Unpersönliches angenommen in den zehn Jahren, da es ihre Aufgabe war, bei Leidenden zu wachen. Da hörte sie den Herrn sagen:

„Schwester Agnes, kennen Sie mich nicht mehr?“

Sie sah ihn an.

„Ich kenne so viele —“

„Auf Ihres Bruders Beerdigung —“

Da wurde sie sehr ernst und ließ das Haupt sinken.

„Ich erkenne Sie...“

Sie gab ihm die Hand. Schwester Agnes Gedanken gingen weit zurück. Mit dem Bruder hatte sie das letzte Bild verloren. Damals war sie Schwester geworden.

Sie sagte ihm dergleichen.

„Und Sie haben niemanden gefunden —“ fragte er.

„Wenn wirklich — das kommt und geht. Es sind alles nur Nummern. Bei einer alten Verwandten hab ich mein Absteige-

quartier, sonst bin ich von früh bis spät in Ausspannung, bis ich todmüde ins Bett falle."

"Und Sie nehmen keinen Anteil an all denen —"

"Wenn mal ein Interesse aufkeimt, es verfliegt ja doch bald wieder. Wer hat denn für uns Interesse? Wenn wir fort sind, bewahren sie uns zwei Tage lang eine sogenannte dankbare Erinnerung, dann sind wir vergessen. Und es ist gut so. Wir müssen hart sein."

"Ja, ja, aber es ist schade, daß so tüchtige Menschen wie Sie nicht in den Hafen einer glücklichen Ehe einlaufen —"

Sie wehrte lachend ab. „Nun tun Sie mir den Gefallen und hören Sie auf, Herr Pastor! Ich bin jetzt glücklich 33 und sehe aus wie 43. Verbraucht und nie gelebt, gelebt und nie genossen —"

Eine wehe Empfindung stieg in ihr auf, sie unterdrückte sie und fragte nochmals, was der Herr Pastor bei ihr wollte. Da sagte er, daß er wegen Georg Krüger komme.

„Ach, wegen Nummer vierzehn? Nehmen Sie doch Platz, Herr Pastor! Was ist denn mit dem? Kennen Sie ihn?"

„Ihn und seine Eltern. Er ist also wirklich hier?"

„Seit vierzehn Tagen. Warum kommen denn seine Eltern nicht?"

„Ja, das ist solche Sache. . . Er ist ohne ihre Erlaubnis gegangen oder besser: er hat dem Vater die Unterschrift abgetrotzt, der Vater sagt, er habe die Angelegenheit nicht ernst genommen, nicht geglaubt, daß der Junge genommen werden würde. . . Mir scheint, da ist irgend ein Geheimnis. — Jedenfalls hat der Junge unrecht gehandelt, nicht einmal seine Adresse hat er jetzt angegeben, und man müßte ihm wohl mal den Kopf zurechtsetzen. Die Eltern zürnen ihm —"

„Nun verstehe ich seine Schwermut. . . Aber ich kann Sie heute nicht zu ihm lassen, Herr Pastor. Er hat Fieber gehabt. . . Sagen Sie den Eltern —" sie erhob sich — „wenn sie verfährt wären, dürften sie herkommen, sonst nicht. Ich kann die Verantwortung nicht übernehmen."

Der Pastor nickte.

„Vielleicht ist es gut so. Diesmal sollte das Fest der Liebe die Herzen doppelt weit öffnen. Und Sie glauben, daß er die Freude ertragen könnte?"

„Sorgen Sie nur für eine gehörige Portion, Herr Pastor. Der Geistliche gab ihr die Hand."

„Und Sie, liebe Schwester," sagte er eindringlich, „haben wieder einmal eine Aufgabe erfüllt, das muß Sie doch beglücken. Vielleicht öffnen auch Sie in diesen Tagen Ihr Herz!"

Damit ging er.

Am nächsten Mittag stand Georg Krügers Vater vor Schwester Agnes im Wartezimmer. Ein Mann in mittlerem Alter, mit wohlwollendem, ehrlichen Gesicht. Es wurde ihm augenscheinlich schwer, die rechten Worte zu finden.

„Der Herr Pastor hat mit mir gesprochen — Mein Gott, wir haben nur den einen Jungen! Und nun kommt Weihnachten. Ist er transportabel?"

Sie legte die Hand in die Hüfte und redete sich auf.

„Ich weiß noch nicht. Es kommt darauf an, ob er will."

„Auf ihn? Aber ich — der Vater —"

„Na, Ihre Sehnsucht schien ja nicht sehr groß zu sein."

Er schwieg, trommelte mit den Fingern auf den Tisch und antwortete dann mit alternder Stimme:

„Ich bin ein rechtlicher Kaufmann, hab's zu etwas gebracht und bilde mir ein, weil ich Treu und Glauben hochgehalten habe —"

Etwas bestreut sah sie ihn an, und er fuhr fort: „Ich hab's keinem gestanden, auch dem Pastor nicht. Aber mein Junge hat in seinem Brief Ihren Namen mit Achtung genannt, und ich sehe, daß Sie ein herzliches Interesse an ihm nehmen —"

„Das ist mein Beruf," warf sie kurz ein.

„Meinen Sohn entschuldigt vielleicht seine Jugend und seine vaterländische Begeisterung. Und so bin ich denn nun auch entschlossen, ihm zu verzeihen, daß er auf dem Erlaubnisschein meine Unterschrift — er holte tief Atem — „nachgeahmt hat und ohne Abschied von uns gegangen ist, da ich ihm die Erlaubnis verweigerte — nicht, weil ich mein Vaterland nicht liebe, sondern weil er mein Einziger ist und noch gar so jung —"

„Jetzt begreife ich Ihr Verhalten," sagte Schwester Agnes.

„Ja, er ist ein Kind, aber doch ein Weib. Und nun sollen Sie auch einen erfreulichen Anblick haben. Kommen Sie!"

Sie traten in den Krankenraum, und Schwester Agnes wies dem Vater das Bett des Sohnes. An seinem Fußende stand ein Tannenbäumchen, das der Pastor als ein Symbol des Friedens und der Versöhnung geschickt hatte. Der junge Verwundete lag mit gefalteten Händen und sah auf das Bäumchen wie auf ein unbegreifliches Wunder. Als die Schwester sich ihm näherte, sah er auf, und wie Sonnenschein ging's über seine Blässe. Sie trat neben sein Bett und fuhr leicht mit der Hand über seinen Kopf.

„Lieber Junge, es ist jemand gekommen, um Sie zu besuchen. Ihr Vater ist Ihnen nicht mehr böse. Nun zeigen Sie, daß Sie ein Mann sind und es verdienen, nach Hause zu den Ihrigen zu kommen. Haben Sie Geschwister?"

„Eine Schwester," hauchte er und sah sie mit großen Augen an.

„Wie muß die Schwester sich freuen!"

Er sah an ihr vorbei und erkannte den Vater.

Schwester Agnes zog sich zurück, da stand auch schon der Vater neben dem Bett seines Sohnes, setzte sich bei ihm nieder und umarmte ihn.

„Sieh', Vater, das Bäumchen!"

An dem Bäumchen hing als einziger Schmuck das Eisenerne Kreuz.

Eine Stunde später verließen die beiden das Lazarett. Ein Auto stand draußen bereit.

Der junge Mann gab Schwester Agnes zum Abschied die Hand.

„Derrlich, Schwester Agnes, nicht wahr? Nach Hause! Und Dank für alles! Leben Sie wohl!"

„Leben Sie wohl, junger Mann. . ."

Als er fort war, wandte die Schwester sich um.

„Nummer vierzehn kann also wieder belegt werden," sagte sie zu dem Wärter und ging ihrer Arbeit nach.

Büchertisch.

* Die Münchener Kunstzeitschrift „Die Kunst" (Verlag F. Bruckmann N. B., München) bemüht sich seit Beginn des Krieges mit bestem Erfolge, ihren textlichen und illustrativen Inhalt der Stimmung der großen Zeit anzupassen. Davon gibt auch wieder das soeben erschienene Dezemberheft durch drei reich illustrierte Aufsätze Zeugnis: Der Aufsatz „Im bunten Noe" von Paul Westheim schildert uns höchst anschaulich die Entwicklung der Uniform- und Soldatenmalerei von den alten Spaniern und Holländern ab bis zu Menzel und Trübner. Zum ersten Male wohl wird in einem umfangreichen, reich illustrierten Zeitschriftenaufsatz Wilhelm v. Kobell behandelt, der Maler der Kriege zu Anfang des vorigen Jahrhunderts, der aber auch reizvoll den Pferdesport (Erstes Oktoberfestrennen in München 1810 usw.) und die Reize der Umgebung Münchens zu schildern weiß. Ueber „Moderne Kriegsmedaillen" spricht Max Bernhard, und wir sehen, daß der Krieg auch auf diesen Kunstzweig seinen Einfluß ausübte. Spottmedaillen auf unsere Feinde, Erinnerungsmedaillen und Bildnisplaketten zeigen uns, mit welcher glücklichen Eifer sich unsere Künstler hier bereits betätigt haben. Ebenfalls dem Gefühl der Zeit entsprechen dürfte der Aufsatz über Wandbilder von K. Schmolz von Eisenwerth mit Abbildungen aus dem Nibelungenzyklus im Cornelianum in Worms u. a. Angeführt seien noch die Betrachtungen über den „Fall Podler" und der große Aufsatz über die „Rose-Youngstone-Stiftung" in Frankfurt a. M. — Die „Kunst" erbringt den Beweis, daß es möglich ist, aktuell zu sein und doch im höchsten Grade künstlerisch zu wirken. Diese Aufgabe hätte kaum eine glücklichere Lösung finden können, als es in den letzten Heften der genannten Zeitschrift geschehen ist.

— Dessen-Kunstkalender. Unter der Hochflut der über den Weltkrieg jetzt erscheinenden Veröffentlichungen nimmt die von Otto Ubbelohde mit Bildern geschmückte und von Ehr. Rauch in Gießen herausgegebene Kriegsausgabe des Kalenders „Dessen-Kunst" (Verlag von H. G. Elwert, Marburg) sicher einen der ersten Plätze in künstlerischer Beziehung ein. Wir freuen uns um so mehr, dieses Urteil ohne Einschränkung abgeben zu können, als die Weihnachtsgabe unserem Heimatboden entstammt und die Massenproduktionen der Großstadt, die alles überschwemmen, in jeder Hinsicht in den Schatten stellen. Der Kalender erscheint dazu zum Besten der Kriegsfürsorge. Sein Preis ist in diesem Jahr nur 80 Pfg. Der Verlag läßt soeben auch 7 ausgezeichnete Kriegsvorkarten (Preis 60 Pfg.) erscheinen mit Zeichnungen von Ubbelohde, die ebenfalls dem Dessen-Kunstkalender entnommen sind.

Arithmogriph.

- 1 2 6 2 5 eine Waffe.
2 6 8 2 landwirtschaftliches Gerät.
3 4 5 1 2 ein Baum.
3 4 3 3 2 Stadt in Frankreich.
4 6 2 3 Tier aus der Ordnung der Insektenresser.
5 4 2 3 französischer Marktsaal.
6 2 3 1 bedeutendste Großmacht der Erde.
2 6 2 7 Stadt in Böhmen.
7 4 6 4 Berg in der Schweiz.

Die Anfangsbuchstaben der gesundenen Wörter ergeben der Reihe nach, von oben nach unten gelesen, den Namen eines Operettenkomponisten.

Auflösung in nächster Nummer.

Auflösung des Diamant-Rätsels in voriger Nummer:

B
A r m
K r e i s
B r e s l a u
F a l k o
D a n
u